

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 177 (2009)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchen- Zeitung

LAIEN IN DER KIRCHE

Mit der in den Jahren 1991 bis 2008 erschienenen, achtbändigen «Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts» begeht der Herausgeber Prof. Erwin Gatz neue Wege. Über die Institutionengeschichte hinaus soll der kirchliche Alltag in den Blick genommen werden. Es werden Handlungsfelder dargestellt, die sonst kaum je zur Sprache kommen und selbstverständlich auch nicht erschöpfend dargestellt werden können.

Die Laien

Der vor kurzem erschienene letzte, thematisch den Laien gewidmete Band (die folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diesen, zur Reihenübersicht siehe am Schluss) verdeutlicht dabei, dass die Laien nicht, wie allgemein angenommen, erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine wichtige Rolle spielen bzw. spielen sollten, sondern auch bereits in der vorkonziliären Kirche. Auch wenn die Theorie des Laienkatholizismus erst eine junge Geschichte hat, gibt es in den deutschsprachigen Ländern eine alte Praxis der aktiven und verantwortungsbewussten Mitarbeit der Laien: «Kirchlich gebundene Laien spielten (...) durchgängig, und zwar im 18. wie auch im 19. und erst recht im 20. Jahrhundert, für die Gestaltung der Katholischen Kirche eine tragende Rolle. Sie waren keineswegs nur Vollstrecker kirchenamtlicher Weisungen. Viele Innovationen gingen von Laien aus, die dabei oft ausserhalb des institutionalisierten kirchlichen Rahmens, aber als dezidierte Katholiken handelten» (5). Das galt für den Bereich der Armenpflege, für eine aus christlicher Überzeugung getragene Politik, aber auch für

das Gemeindeleben. Prof. Erwin Gatz stellt sogar die Hypothese auf, dass die Mitarbeit der Laien vor dem Konzil infolge ihrer damaligen Vitalität vielleicht sogar intensiver war als heute.

Ein Beispiel: die katholische Reform

Im einleitenden Kapitel «Zur kirchlichen Stellung der Laien im Zeitalter der Aufklärung» (53–70) zeigt Erwin Gatz auf, dass die Laien in der nachtridentinischen katholischen Kirche im Reich über zahlreiche Möglichkeiten zur Mitgestaltung verfügten, seien es die Landesherrn oder die Kommunen. Die Landesherrn und Obrigkeiten verstanden sich dabei als Teil der Kirche und versuchten schon im 15. Jahrhundert, die Kirchenreform voranzubringen. Dies wurde besonders nach 1555 deutlich, als meist weltliche Fürsten und Obrigkeiten und nicht die Bischöfe Initiatoren und Träger der nachtridentinischen Reform waren.

Die Wahl der Pfarrer war im Mittelalter weit verbreitet, spielte aber am Ende des 18. Jahrhunderts nur noch eine marginale Rolle. Erwin Gatz weist dabei auf die besondere Entwicklung in der Schweiz hin, wo Papst Julius II. 1512 den Gemeinden der Innerschweizer Orte das Vorschlagsrecht zur Besetzung aller Kurate und einfachen Benefizien gewährt hat; bis heute ist das Pfarrwahlrecht in der Schweiz weit verbreitet.

«Einen erheblichen Einfluss auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens besaßen Laien ferner in allen deutschsprachigen Ländern bei der Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens. Von einer übergreifenden kirchlichen Vermögensverwaltung oder Finanzwirtschaft konnte am Ende des 18. Jahrhunderts keine Rede sein» (62).

73
LAIEN

75
LESEJAHR

76
BERICHTE

81
KIPA-WOCHE

87
AMTLICHER
TEIL

I-XII
REGISTER
2008

Die Rolle der Laien in der Schweiz

In einem ausführlichen Artikel über «Entwicklungen in der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts» (379–442) durchleuchtet mein Vorgänger Rolf Weibel das komplizierte Geflecht kirchlicher Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert.

Mit dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft führte das Ringen um die politische Neuordnung von der Helvetik zum Staatenbund und schliesslich 1848 zum Bundesstaat, der im 19. Jahrhundert seine Staatlichkeit erst festigen musste. Dieser Prozess forderte die modernisierungskritischen gesellschaftskritischen Kräfte heraus, besonders auch die katholische Kirche und damit auch die katholischen Laien.

Die «Laien» waren dabei kein monolithischer Block, sondern wiesen gleich wie der Klerus verschiedene Ausrichtungen auf. Neben konservativen Katholiken nahmen auch liberale Einfluss auf die Kirche, so etwa im Bistum Basel durch die extrem staatskirchlich ausgerichtete Diözesankonferenz. Für die Konservativen ging es darum, im nationalliberalen Bundesstaat den ihnen angemessenen Platz zu finden. Einerseits mussten sich die Stammlandkantone behaupten, andererseits entstand in den bisher reformierten Kantonen ein neuer Diasporakatholizismus, der durch die Wanderungsbewegungen infolge der Niederlassungsfreiheit wuchs. Dabei war die kirchliche Hierarchie dringend auf die Mitarbeit der Laien angewiesen.

Vereine und Hilfswerke

Die Laien erwiesen sich in dieser schwierigen Situation als einfall- und hilfreich. Mit dem Piusverein, zahlreichen anderen Organisationen und der Inländischen Mission legten sie den Grundstein für eine beachtliche Entwicklung, die im Aufbau eines katholischen Milieus gipfelte, welches in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für eine Blütezeit des Katholizismus sorgte. Laien gaben auch den Anstoss für die Gründung der Schweizer Bischofskonferenz, welche die Schweizer Bischöfe an einen Tisch brachte.

Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Erwin Gatz, erschienen im Herder Verlag Freiburg im Breisgau.

1. Band: Die Bistümer und ihre Pfarreien (1991).
2. Band: Kirche und Muttersprache (1992).
3. Band: Katholiken in der Minderheit (1994).
4. Band: Der Diözesanklerus (1995).
5. Band: Caritas und soziale Dienste (1997).
6. Band: Die Kirchenfinanzen (2000).
7. Band: Klöster und Ordensgemeinschaften (2006).
8. Band: Laien in der Kirche (2008).

Die von Rolf Weibel einlässlich geschilderte und gut lesbare Entwicklung des Vereins- und Verbändekatholizismus fand gewissermassen 1960/61 ihren Höhepunkt und auch Abschluss im Missionsjahr, das den Grundstein für das Hilfswerk Fastenopfer legte.

Mainstreamkatholizismus und Abweichler

Neben dem «Mainstreamkatholizismus» gab es immer auch reformkatholische und rechtskatholisch-integralistische Strömungen. Für die katholischen Diasporastädte wie Zürich oder Genf galt: ein Drittel der Katholiken war in Kirche, Vereinen und Partei tätig, ein Drittel machte passiv mit (v. a. in der Kirche), und ein letzter Drittel war distanziert. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts war der Katholizismus in der Schweiz integriert; er begann unter dem Modernisierungsdruck zu bröckeln und pluralisierte sich.

Vom Verbands- zum Rätekatholizismus

Kennzeichen der Entwicklung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist der Schritt vom Verbands- zum Rätekatholizismus, die Durchführung der Synode 72 sowie der Ausbau der staatskirchenrechtlichen Gremien. Im Vergleich zu anderen Ländern ist besonders auffällig, wie viele Laien mit Theologiestudium im kirchlichen Dienst tätig sind. Das kirchliche Leben in der Schweiz wäre ohne diese professionellen Kräfte nicht mehr denkbar.

Ausblick

Rolf Weibel beschliesst seine detaillierten Ausführungen, die hier nur mit Stichworten ange-tönt werden können, mit einem Fazit und einem Ausblick, die zum Nachdenken anregen: «Die römisch-katholische Kirche der Schweiz ist als soziale Wirklichkeit besonders komplex. Zum einen stellt sie sich auf Grund ihrer Verfassung wie überall auf der Welt als hierarchisch strukturiert dar, zum andern als Katholizismus, als aus vielen Vereinigungen aufgebaute Sozialgestalt» (440). Dieses komplizierte System befindet sich in einer beachtlichen Transformation, in einer Gemengelage von Verkirchlichung und Entkirchlichung. Es besteht die Gefahr, «dass sich die römisch-katholische Kirche noch mehr spaltet in eine Minderheit aktiver und die Institution tragender Mitglieder auf der einen und einer Mehrheit passiver Mitglieder bzw. von Konsumenten/innen kirchlicher Dienstleistungen auf der andern Seite. Zu begegnen wäre dieser Gefahr nicht zuletzt mit einer stärkeren Beteiligung der Laien in der Kirche» (441).

Urban Fink-Wagner

DAS ENDE DER TÄUSCHUNG

5. Sonntag im Jahreskreis: Ijob 7,1–7 (Mk 1,29–39)

Wenn wir enttäuscht werden, fühlen wir uns schnell einmal betrogen. Aber was ist, wenn eine Enttäuschung bedeutet, dass wir uns vorher getäuscht haben?

Mit Israel lesen

Das Leben ist mühsam. Ijob spricht im ersten Vers des Lesungstextes aus, was wohl «jedem Menschen, der ein gewisses Alter erreicht und seine Selbstwahrnehmung nicht völlig verloren hat»,¹ vertraut ist. Vers 2 aber differenziert: Es ist nicht die anstrengende Arbeit, die das Leben beklagenswert macht, sondern die enttäuschte Erwartung auf einen Lohn für all die Mühen. Der bleibt aus und so «werden Monde voll Enttäuschung mein Erbe». Das hebräische Wort *schaw*, das die Einheitsübersetzung mit Ent-täuschung übersetzt, kann Nichtiges und Gehaltloses bedeuten (z. B. in Jer 18,15). Im Dekalog heisst es: «Du sollst den Namen JHWHs, deines Gottes, nicht zu jemandes Schaden (*schaw*) aussprechen» (Ex 20,7; Dtn 5,11), d. h. nicht in betrügerischer Absicht. Ijob fühlt sich also betrogen und ist enttäuscht. Eine Enttäuschung ist das Ende einer Täuschung. Worin hatte er sich bis dahin getäuscht? Er hat Glück erfahren, es ist ihm entschwunden, er beklagt, dass es niemals mehr kommen wird (7,7). Hatte er bleibendes Glück erwartet? Im 29. Kapitel blickt Ijob auf sein früheres Leben zurück – «als meine Schritte sich in Milch gebadet, Bäche von Öl der Fels mir ergoss» (29,6). Die Erfahrung von vollkommenem Glück ruft den Glauben hervor, dass es immer so weitergehen würde (29,18). Das erweist sich als Täuschung. Und Gott bestätigt ihm das. Er fordert von ihm einen realistischeren Blick auf das Leben. «Es gibt chaotische Mächte, die sich menschlichem Zweck und Zugriff entziehen, und es gibt in Gestalt von Nilpferd und Krokodil das von Menschen nicht zu bezwingende Böse in der Welt.»² Gott bestätigt Ijobs Leiden am Leben. Er tröstet, aber nicht indem er vom Unheil abzulenken versucht. Stattdessen will er Ijob darüber hinaus führen, zur Erkenntnis und zum Vertrauen, dass die Chaosmächte nicht alles vermögen, auch wenn es zuweilen so aussieht, sondern dass auch sie sie von göttlicher Macht umfassen sind. Diese Erkenntnis ist nicht vom Hörensagen her zu haben, sie ist kein rein intellektuelles oder theologisches Problem. Daran scheitern die gutgemeinten Erklärungsversuche der Freunde Ijobs. Religiöse und theologische Rede ist kein Selbstzweck. Sie will und muss über sich hinaus führen, hinein in die Erfahrung der Wirklichkeit Gottes. Ijob geht den Weg in diese Erfahrung. Er nennt sie «Gott schauen». «Vom Hörensagen nur hatte

ich dich vernommen, jetzt aber hat mein Auge dich geschaut» (42,5). Ijob ist in Kontakt, in Berührung, in Beziehung mit dem göttlichen Geheimnis des Lebens gekommen.

Die Schau Gottes ist jedoch kein ewig anhaltender Zustand. Das Leben geht weiter, aber es geht anders weiter. Das Buch Ijob erzählt davon, dass sich das veränderte Innere Ijobs, seine neue Beziehung zum Leben auch äusserlich ausdrückt. «So wendete Gott das Geschick Ijobs ... und Gott mehrte den Besitz Ijobs auf das Doppelte» (42,10). Ijobs innere Bezogenheit zu Gott bringt ihn auch äusserlich wieder in Beziehung, die Schau Gottes führt nicht zu esoterischer Absonderung. Ijobs sozialer Tod (vgl. 19,13 ff.) wird aufgehoben. Seine Verwandten kommen zu ihm und essen mit ihm (42,11). Sie sind nicht hoch genug zu preisen, weil sie Ijob bei diesem Mahl «trösteten wegen all des Unglücks, das Gott über Ijob gebracht hatte». Das Leid wird, auch wenn es überwunden ist, nicht vergessen. Ijob bleibt ein vom Leben Gezeichneter. «Wenn Gott unter den Menschen wohnt, wird nicht so getan, als hätten wir nicht geweint, sondern «Gott der Herr, wischt die Tränen ab von jedem Gesicht».³ Alles andere wäre eine Täuschung.

Auch nach der Lektüre des Buches Ijob geht das Leben nicht auf, werden wir weiterhin in unseren Hoffnungen und Sehnsüchten enttäuscht. Der Talmud erzählt von dieser Erfahrung in der Geschichte von Mose und Rabbi Akiva. Mose wird beim Empfang der Tora auf dem Berg Sinai von Gott in die Zukunft versetzt und nimmt im Lehrhaus des Rabbi Akiva an dessen Unterricht teil. Er ist überwältigt von Akivas Gelehrsamkeit und Frömmigkeit und bittet Gott, ihm das weitere Schicksal des Gottesfürchtigen zu zeigen. Akiva lebte unter römischer Herrschaft. Weil er trotz Verbot weiterhin die Tora lehrte, wurde ihm die Haut vom Leib gezogen, dann wurde er – in eine Torarolle gewickelt – verbrannt und schliesslich verkauft man, als letzte Herabwürdigung, sein von den Knochen abgetrenntes Fleisch auf dem Markt (Ijob 7,5, der leibhaftige Vers, den die Leseordnung weglässt, meldet sich wieder). Angesichts dieses schrecklichen Anblicks schreit Mose, völlig ausser sich, zu Gott: «Das ist der Lohn der Tora!» Und Gott lässt Mose und uns verstört stehen mit dem Satz: «Schweig! So ist es mir in den Sinn gekommen» (b. Menahot 29b).

Der jüdische Schriftsteller Jonathan Rosen deutet mit dieser Geschichte sein eigenes Leben. Seine Grosseltern väterlicherseits wurden von den Nazis ermordet. Er selbst

wuchs in den USA in Wohlstand und gesicherten Verhältnissen auf. Seine österreichische und seine amerikanische Grossmutter personifizieren zwei konkurrierende Wirklichkeiten. «Mein Leben wird, so nehme ich an, immer mit ihrem so gegensätzlichen Leben und Sterben verknüpft sein.»⁴ Die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit des Lebens lassen sich nicht auflösen. Darin sieht Rosen ein wesentliches Merkmal des jüdischen Denkens und Glaubens, wie es sich im Talmud niedergeschlagen hat. Seine beiden Grossmütter sind «wie zwei einander bekämpfende Schulen talmudischen Denkens, niemals stillschweigend und niemals der anderen den Sieg überlassend».⁵ Es ist sinnlos, nach einer einzigen harmonisierenden Formel für das Leben zu suchen. Der Talmud macht aus der Ambivalenz eine Tugend und die Ungewissheit zu einer grundlegenden Glaubensäusserung. Besser mit Widersprüchen leben als sich im Leben zu täuschen.

Mit der Kirche lesen

«Die Grundfrage des Alten Testaments lautet nicht: «Gibt es ein Leben nach dem Tod?», sondern: «Gibt es ein Leben vor dem Tod?»⁶ Es ist auch die Grundfrage des Neuen Testaments. Und beider Antwort ist: Ja! Das Markusevangelium (1,29–39) erzählt in geraffter Form und beinahe atemlos von Heilung und Auferstehung. Der Text brummt geradezu von der Fülle der Begegnungen und Beziehungen. Markus bleibt aber realistisch und spricht von der Heilung «vieler» (1,34). Erst Matthäus und Lukas machen daraus alle. Markus erzählt auch von der wesentlichen und unauflösbaren Spannung zwischen *actio* und *contemplatio*, wenn Jesus sich nach den Heilungen an einen einsamen Ort zurückzieht, um zu beten. Das Markusevangelium, das mit diesen Auferstehungserzählungen beginnt und in Schrecken und Verstummen endet (16,8), stimmt mit dem Talmud darin überein, dass sich die Widersprüchlichkeiten und Grausamkeiten des Lebens nicht einfach durch eine harmonisierende Formel aus der Welt schaffen lassen. Das wäre eine fatale Täuschung. Peter Zürn

¹ Ludger Schwienhorst-Schönberger: Ein Weg durch das Leid. Das Buch Ijob. Freiburg i. Br. 2007, 47. Ich folge hier weitgehend seiner Auslegung.

² Ebd., 260, mit Bezug zu Ijob 40–41.

³ Ebd., 272.

⁴ Jonathan Rosen: Talmud und Internet. Eine Geschichte von zwei Welten. Frankfurt a.M. 2002, 54f.

⁵ Ebd.

⁶ Schwienhorst-Schönberger (wie Anm. 1), 273.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Mitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

WEICHENSTELLUNG IN DIE ZUKUNFT

BERICHTE

Zum christlich-jüdischen Dialog

Vom 26. bis 29. Oktober wurde die Universität Freiburg (Schweiz) zum Zentrum der weltweiten christlich-jüdischen Begegnung. Die theologische Fakultät und der Internationale Rat der Christen und Juden ICCJ hatten zu einer Arbeitstagung über Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs geladen.

1947: Grundlagentext aus Seelisberg

Die Schweiz spielte eine besondere Rolle im Neuanfang der Beziehungen von Christen und Juden nach der Schoa. Gab es schon in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts vor allem im englischsprachigen Raum gemeinsame Gesprächskreise von Christen und Juden, so war nach den leidvollen Erfahrungen der NS-Diktatur und dem Ende des Krieges eine neue Klärung des Verhältnisses beider Bekenntnisse notwendig. 1947 trafen in Seelisberg 65 Vertreterinnen und Vertreter christlicher und jüdischer Organisationen zu einer internationalen «Dringlichkeitskonferenz gegen den Antisemitismus» zusammen. In zehn Thesen einer «Botschaft an die Kirchen» wurde die Notwendigkeit einer Neuorientierung unterstrichen und an konkreten Schritten für kirchliche Lehre und Verkündigung festgemacht. Diese Thesen gelten heute als programmatischer Ausgangspunkt des christlich-jüdischen Dialogs. Sie rufen die jüdische Identität Jesu, seiner Mutter Maria und der Apostel in Erinnerung und beziehen Stellung gegen eine antijüdische Interpretation der Passionserzählungen. Heute sind diese Tatsachen selbstverständliche Grundlage kirchlicher Lehre und Verkündigung, ebenso wie Predigten über Verfluchung und Verwerfung des jüdischen Volkes kein Thema mehr sind.

Es bleibt allerdings auch Unerledigtes: Wie etwa schon deutsche Rabbinerkonferenzen des 19. Jahrhunderts, so bekräftigten auch die Seelisberger Thesen die unbedingte Geltung der Nächstenliebe für Juden und Christen: «Es ist hervorzuheben, dass das höchste Gebot für die Christenheit, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, schon im Alten Testament verkündigt, von Jesus bestätigt, für beide, Christen und Juden, gleich bindend ist, und zwar in allen menschlichen Beziehungen und ohne jede Ausnahme.» Dennoch hält sich bis heute hartnäckig das Fehlurteil, christliche Nächstenliebe sei letztlich doch umfassender, vollkommener und reiner als die jüdische.

1948: Antisemitismus ist Sünde

Unter Anknüpfung an das Seelisberger Treffen wurde ein Jahr später, 1948, der ICCJ bei einem Kongress an der angesehenen Universität Freiburg formell be-

gründet. Der spätere Kardinal Charles Journet, damals Dogmatikprofessor am diözesanen Priesterseminar, war gemeinsam mit dem Religionswissenschaftler Jean de Menasse in Seelisberg dabei gewesen.

An der historischen Konferenz in Freiburg wurde eine Resolution an den in Gründung begriffenen Ökumenischen Rat der Kirchen verfasst. Er enthielt die Bitte, den Antisemitismus als Sünde zu verurteilen. In der Folge wurde bei der Gründungsversammlung des Weltkirchenrats Ende August 1948 in Amsterdam Antisemitismus als «schlechterdings unvereinbar» mit dem christlichen Glauben und als «Sünde gegen Gott und Menschen» verurteilt: «Gott hat uns mit den Juden in einer Solidarität besonderer Art verbunden, indem er in seinem Heilsplan unser beider Bestimmung miteinander verknüpfte», hiess es in der Erklärung.

Wie ist Verstehen möglich?

1987 war der Internationale Rat der Christen und Juden wieder an der Universität Freiburg mit seiner Jahrestagung zu Gast. Damals war das Thema «Vorurteile überwinden – eine Herausforderung vierzig Jahre nach den zehn Punkten von Seelisberg». 2008 war es eine kleinere Konferenz von Expertinnen und Experten, etwa 60 Personen vornehmlich aus Nordamerika, Europa und Israel nahmen an dieser Konsultation teil. Drei Hauptreferenten boten programmatische Impulse. Weihbischof Richard Sklba (Milwaukee), in der US-amerikanischen Bischofskonferenz mit dem interreligiösen Dialog betraut, benannte aktuelle Themen im Gespräch von Christen und Juden, betonte aber ebenso das in den letzten sechs Jahrzehnten Erreichte. Papst Johannes Paul II. sei es gelungen, Juden in ihrer eigenen Sprache anzusprechen und ihnen die Einsichten der Kirche im Konzilsdokument *Nostra Aetate* zu vermitteln. Wer könne heute diese kommunikative Aufgabe übernehmen? «Unsere Unterschiede sind aus der Notwendigkeit gewachsen, den Weg Gottes zu verstehen. Wir wissen nicht alles und brauchen die Erleuchtung durch den Heiligen Geist», so Sklba. Als Hauptbereiche gemeinsamer Vertiefungen nannte Sklba die Frage nach dem Bund, das Thema des Landes Israel und die Mission. Als unverrückbarer Ausgangspunkt christlicher Reflexion dazu müsse das Pauluswort der unwiderrufflichen Gnade und Berufung stehen, die Gott gewährt (Röm 11,29).

Der jüdische Theologe Marc Saperstein, Rektor des «Leo Baeck-College» in London, fragte nach den Vorbedingungen des Dialogs und dem, was für jede Seiten unaufgebbar sei. Er rief dazu auf, kein «falsches Zeugnis» gegenüber dem Dialogpartner zu geben. Eine klare Analyse der verwendeten Sprache sei dafür Voraussetzung;

Der Theologe und Religionspädagoge Markus Himmelbauer, geboren 1962, (Studium in Salzburg und Freiburg i. Ü.) ist Geschäftsführer des österreichischen Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Chefredakteur des «Männermagazins Y» der Mitgliederzeitschrift der Katholischen Männerbewegung in Österreich sowie Kirchenmusiker.

von metaphorischen Begriffen möge man sich um der Klarheit willen fernhalten: Was meint «Herrschaft Gottes», was bedeutet «den Weg weiter gehen»? Im Dialog dürfe es keine Vorbedingungen, konstruierte Empörung und ritualisierte Anklagen geben. Darunter verstand er etwa auch die Feststellung einer direkten Schuld der traditionellen christlichen Verkündigung am Holocaust, was erwartungsgemäss heftigen Widerspruch auslöste.

Saperstein relativierte die Diskussion um die katholische Karfreitagsfürbitte: Benedikt XVI. hätte sicherlich keine Abwertung der Juden und des jüdischen Glaubens im Sinn gehabt, sondern nur aufgrund innerkirchlicher Notwendigkeiten gehandelt. Im «Alenu»-Gebet stehe ein jüdischer Universalismus dem katholischen entgegen: Universalismus sei grundlegend für religiöses Selbstverständnis. Ein fester Glaube auf dem Fundament der Schriften und Aufgeschlossenheit für eine Kultur des Dialogs schliessen einander nicht aus, war Saperstein überzeugt.

Pluralismus ist wertvoll

ICCJ-Präsidentin Deborah Weissman (Jerusalem) thematisierte die gemeinsame Aufgabe von Christen und Juden in der heutigen Gesellschaft. Umweltschutz und wirtschaftlich-soziale Gerechtigkeit seien existenzielle Themen. Die Suche nach einem möglichen Ausgleich zwischen Religionen, die einen für sie unaufgebbaren Wahrheitsanspruch vertreten, und diesem Pluralismus galt ihr als vordringliches Anliegen: «Wie sprechen wir über den Anderen und über den Glauben des Anderen?» In jeder Tradition gebe es peinliche Texte: «Auch die beste Rebe muss beschnitten werden, damit sie neue Frucht trägt», ermutigte Weissmann, überholte Traditionen aufzugeben. Dazu gebe es verschiedene Wege: Manchmal sei es nötig, solche Traditionen abzuschaffen und zu beenden, manchmal genüge es, sie neu zu interpretieren. Charakteristisch für das Judentum sei, Vielfalt zu unterstützen und Verschiedenheit zu akzeptieren. Endgültigen Entscheidungen zur Wahrheit begegne das Judentum mit Skepsis. Friede sei, die Vielfalt zu organisieren und nicht, Einförmigkeit zu erzwingen. In ihrem Vortrag bot Weissmann auch einen Überblick über die biblischen und rabbinischen Traditionen der Nächstenliebe, die im Kern jüdischen Selbstverständnisses stehen.

2008: Auf dem Weg zur Gegenseitigkeit

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz in Freiburg arbeiteten nun an einem Thesenpapier, das ein Wegweiser für eine Neuausrichtung der christlich-jüdischen Zusammenarbeit sein soll. Die Kirchen sind seit Seelisberg bereits ein gutes Stück der Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses gegangen. Heute richtet sich die Einladung, das christlich-jüdische Gespräch zu vertiefen, an beide Bekenntnisse. In der vorläufigen Arbeitsfassung werden an die Kirchen Fragen gestellt, wie ernst sie die Gleichwertigkeit beider Teile der Bibel nehmen. Es geht weiter um die Anerkennung

der besonderen Bedeutung des Landes Israel für jüdische Menschen und um einen aktiven Einsatz, Brücken für einen gerechten Frieden für alle dort lebenden Bewohnerinnen und Bewohner zu bauen. Auf weltweiter Ebene werden die Kirchen angeregt, auch ausserhalb europäisch-westlicher Theologie den jüdischen Kontext der christlichen Botschaft bewusst zu reflektieren. Darüber hinaus sollten Christen und die Kirchen die öffentliche Anwaltschaft für den Bestand kleiner jüdischer Gemeinden in der Diaspora übernehmen.

Die jüdischen Gemeinden werden gebeten, die Anstrengungen der Kirchen und der Christinnen und Christen für eine veränderte Haltung zum Judentum wahrzunehmen und anzuerkennen. Welche Bedeutung können diese Wertschätzung und der Wunsch nach Partnerschaft für das heutige Judentum und jüdische Menschen haben? Auch die Schriften des Neuen Testaments sind jüdische Schriften und sollten als solche in jüdischen Lehrplänen in Schule und Erwachsenenbildung angesprochen werden. Unter anderem wird auch nach der Bewertung liturgischer Texte gefragt, die als fremdenfeindlich oder elitär unzeitgemäss angesehen werden und Anstoss erregen. Christlich-jüdische Dialogorganisationen werden aufgefordert, die über die Jahrzehnte gewachsenen positiven Erfahrungen der christlich-jüdischen Zusammenarbeit selbstbewusst und konstruktiv in den interreligiösen Dialog einzubringen. Die religiöse Überzeugung, dass jeder Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, sei der Grund, sich weltweit vorbehaltlos gemeinsam für Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit einzusetzen.

ICCJ: 38 Mitgliedsorganisationen

Der Internationale Rat der Christen und Juden ICCJ ist die Dachorganisation von weltweit 38 nationalen christlich-jüdischen und interreligiösen Dialogvereinigungen. In der persönlichen Begegnung, durch wissenschaftliche Forschung, durch Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit sowie Bewusstseinsbildung in Kirchen und Gesellschaft tragen sie erfolgreich zur historischen Erneuerung des jüdisch-christlichen Verhältnisses bei. In den letzten Jahren beschäftigt sich der ICCJ zunehmend mit dem abrahamischen Dialog, der Begegnung von Juden, Christen und Muslimen. Durch seine Konferenzen bietet der ICCJ ein Forum, in dem Menschen der verschiedensten religiösen Traditionen sich über nationale und religiöse Grenzen hinweg aktueller Probleme annehmen können, um sie in persönlicher Begegnung und im Austausch von Erfahrung und Sachkenntnis zu untersuchen. Der Sitz des ICCJ befindet sich im hessischen Heppenheim im Haus, das der jüdische Denker Martin Buber bewohnte, bis die Verfolgung der Nationalsozialisten ihn zwang, aus Deutschland zu fliehen. An den in Freiburg diskutierten Thesen feilt nun eine interne Arbeitsgruppe des ICCJ. Im Sommer 2009 sollen sie im Rahmen der ICCJ-Jahreskonferenz in Berlin der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Markus Himmelbauer

BERICHTE

GYMNASIALEHRPERSONENAUSBILDUNG FÜR DAS FACH RELIGION

Die Ausbildung von Lehrpersonen für das gymnasiale Unterrichtsfach Religionslehre ist anspruchsvoll, denn wichtige gesellschaftliche Entwicklungen und neue Anforderungen an die Allgemeinbildung zeigen sich in diesem Unterrichtsfach besonders deutlich und exemplarisch. Die Theologische Fakultät der Universität Luzern reagiert darauf mit einem spezifischen Studiengang, dem Master of Theology in Secondary Education Religion mit integriertem Lehrdiplom.

Bildung und gesellschaftliche Kohärenz

In den vergangenen Jahren tauchen immer wieder Begriffe wie gesellschaftliche oder kulturelle Kohärenz in Zielformulierungen gymnasialer Bildung auf.¹ Damit ist einerseits gemeint, dass wir die Gegenwart nur verstehen und weiterentwickeln können, wenn wir auch die kulturellen Wurzeln, die Traditionen und Wertorientierungen verstehen, die uns bis hierher gebracht haben. Durch diese Bildungsleistung wird die Verständigung über die Generationen hinweg ermöglicht und ein Auseinanderfallen der Gesellschaft verhindert. Andererseits wird dieser Zusammenhalt der Gesellschaft herausgefordert durch die soziale und kulturelle Pluralität, die sich im gleichzeitigen Nebeneinander unterschiedlicher Traditionen und Wertvorstellungen zeigt. Allgemeinbildung soll durch die Wahrnehmung und Anerkennung von Differenz, durch die Schulung von interkultureller Kommunikation und durch die Stärkung eines gemeinsamen kulturellen Selbstverständnisses die Voraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben fördern.

Verstehen, Verständigung und religiöse Urteilsfähigkeit

Diese Bildungsdiskussion widerspiegelte sich besonders in den Erwartungen an das Fach Religionslehre und dessen Beitrag zur Allgemeinbildung. Sowohl die gegenwärtige gesellschaftliche Realität wie auch die europäische Kultur insgesamt sind stark geprägt durch die Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben und der jüdisch-christlichen Tradition. Vieles kann nur verstanden werden, wenn auch die religiösen Hintergründe und Sinndeutungen bekannt sind. Diese bilden auch heute noch wichtige Raster, in welchen junge Menschen ihre existentiellen Fragen kritisch ausloten und Sinnkonzepte erproben. Gleichzeitig zeigt sich die gesellschaftliche Pluralität gerade auch in der religiösen Vielfalt. Elementares Grundwissen ist notwendig, um das Phänomen Religion und die Bedeutung der

verschiedenen religiösen und weltanschaulichen Strömungen zu verstehen. Das Bildungsziel ist eine mündige religiöse Urteilsfähigkeit, um sich in der Vielfalt der Entwürfe kritisch orientieren und eigene Standpunkte differenziert vertreten zu können.

Religion im Fächerkanon des Gymnasiums

Im Rahmenlehrplan für die Maturitätsschulen² wurden die Ziele des Schulfaches Religionslehre bereits in den Neunzigerjahren auf diese religiöse und weltanschauliche Pluralität ausgerichtet. Der Lehrplan verlangt die Einführung sowohl in eine theologische Hermeneutik als auch in religionswissenschaftliche und ethische Fragestellungen. Das Fach wird interkonnessionell verstanden und pädagogisch begründet auf der Grundlage des Bildungsauftrages der Mittelschulen. Ein so konzipiertes Fach ist offen für alle Schülerinnen und Schüler. Die Grundrechte der Religionsfreiheit bleiben gewahrt, weil kein Bekenntnis bevorzugt oder verlangt wird und sich der Unterricht an der geisteswissenschaftlichen Allgemeinbildung orientiert. Die Bedeutung der religiösen Allgemeinbildung ist seither angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung noch gewachsen, so dass der Dachverband der Schweizer-Lehrpersonen LCH dringend die Verstärkung der religiös-ethischen Bildung auf allen Stufen verlangt.³

Komplexe Anforderungen und Mehrperspektivität

Das Unterrichten dieses Fachbereichs stellt hohe pädagogische Anforderungen an die Lehrpersonen, weil durch die Thematisierung ethischer und religiöser Wissensbestände die Schülerinnen und Schüler oft auch in existentiellen Fragen berührt werden. Differenzierung, Abstraktion und Argumentation müssen ebenso zum Tragen kommen wie die Begründung persönlicher Standpunkte und die Benennung von Kommunikations- und Gruppenprozessen.

Die Fragestellungen des Unterrichts erhalten dadurch eine hohe Komplexität und verlangen oft eine interdisziplinäre Auseinandersetzung. Interdisziplinäres Arbeiten bedeutet, disziplinäre Denk- und Arbeitsweisen sowie disziplinäre Wissensbestände aus Theologie, Sozial- und Religionswissenschaft für eine komplexe Thematik fruchtbar zu machen und zu einer Gesamtsicht zusammenzuführen.⁴ Im Fach Religion sollen die Schülerinnen und Schüler lernen einen Lerngegenstand aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und mit unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu erschliessen. Auf diese Weise

Kuno Schmid, Dozent am Religionspädagogischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern und Professor der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz, ist Studienleiter des Studiengangs Master of Theology in Secondary Education Religion und Lehrdiplom für Maturitätsschulen im Schulfach Religionslehre an der Universität Luzern.

¹Vgl. Hans Werner Heymann: Allgemeinbildung als Aufgabe der Schule und als Massstab für Fachunterricht, in: Ders. (Hrsg.): Allgemeinbildung und Fachunterricht. Hamburg 1997, 11.

²Vgl. Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (Hrsg.): Rahmenlehrplan für die Maturitätsschulen. Dossier 30A. Bern 1994, 91–94.

³Vgl. Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer: Die öffentliche Schule und die Religionen, in: Bildung Schweiz, 11/2007, 3–10.

⁴Vgl. Sven Huber / Christine Künzli / David / Paolo Trevisan / Antonietta Di Giulio / Kuno Schmid: Ausbildung von Lehrpersonen für den Sozial- und Sachunterricht – Theoretische Grundlagen, Anforderungen und Illustration. <http://www.fhnw.ch/ph/ife/fz/nut/download/arbeitsbericht-curriculum>, 2008.

erfüllt der Fachbereich nicht nur seinen Bildungsauftrag bezüglich Religion und Religionen; er leistet auch einen Beitrag zur Wissenschaftspropädeutik und fördert das von der Maturitätsverordnung geforderte vernetzte Denken.⁵

Ausbildung von Lehrpersonen für das Gymnasialfach Religionslehre

Lehrpersonen, die den Ansprüchen dieses Faches genügen wollen, brauchen eine vertiefte fachliche, fachdidaktische und pädagogische Ausbildung. An verschiedenen Schweizer Universitäten besteht die Möglichkeit im Anschluss an einen Masterabschluss in Theologie oder in Religionswissenschaft das einjährige Zusatzstudium «Höheres Lehramt» zu absolvieren. Die Universität Luzern geht noch einen Schritt weiter. Hier soll bereits das Masterstudium spezifisch auf die Anforderungen des gymnasialen Unterrichts ausgerichtet werden. Die Lehrpersonen brauchen eine wissenschaftliche Kompetenz in Theologie, Religionswissenschaft und Ethik, um sowohl Kenntnisse über das Christentum und seine jüdischen und abendländischen Wurzeln vermitteln zu können, als auch um eine offene und dialogbereite Auseinandersetzung mit anderen religiösen Bewegungen und mit religionskritischen Positionen anleiten zu können. Sie müssen sich auf psychologisches und religionspädagogisches Wissen stützen können und sich eine berufspraktische Handlungskompetenz für den Unterricht erarbeiten.

Masterstudium und Lehrdiplom der Theologischen Fakultät Luzern

Das dreijährige Studium Master of Theology in Secondary Education Religion mit integriertem Lehr-

diplomstudium will diesen Anforderungen gerecht werden. In Zusammenarbeit mit dem religionswissenschaftlichen Seminar der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und mit der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz, Hochschule Luzern, bietet die Theologische Fakultät der Universität Luzern dieses spezifische Studium für Gymnasiallehrpersonen an. Für die Zulassung zum Masterstudium wird ein Bachelorabschluss in katholischer oder evangelisch-reformierter Theologie, in Religionswissenschaft oder im integrierten Studiengang Kulturwissenschaften mit Major Religionswissenschaft verlangt. Je nach Bachelorabschluss müssen die Gewichte im Masterstudienprogramm ergänzend unterschiedlich gesetzt werden, so dass mit dem Masterabschluss fachliche Kompetenzen in Theologie, Philosophie, Religionswissenschaft, Judaistik, Ethik und Religionspädagogik ausgewiesen werden können. Bereits früher erworbene Studienleistungen werden anerkannt.

Das pädagogische Lehrdiplomstudium kann an der Universität Luzern parallel zum Masterstudium belegt werden. Zusammen mit der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz, Hochschule Luzern, gestaltet die Professur für Religionspädagogik die psychologische, fachdidaktische und berufspraktische Ausbildung.⁶ Die gesamtschweizerische Anerkennung des Lehrdiploms wurde bei der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren durch den Kanton Luzern beantragt. Damit wird ein qualitativ wertvoller Baustein für «eine breit gefächerte, ausgewogene und kohärente Bildung»⁷ gelegt, wie sie von den gymnasialen Mittelschulen erwartet wird.

Kuno Schmid

BERICHTE

⁵Vgl. Maturitätsanerkennungsverordnung (MAV). Verordnung des Bundesrates / Reglement der EDK über die Anerkennung von gymnasialen Maturitätsausweisen vom 16. Januar / 15. Februar 1995, Art. 5 Bildungsziele, S. 3.

⁶Interessierte erhalten weitere Auskünfte auf der Website www.unilu.ch/religionslehre/.

⁷Zit. aus MAV Art. 5 Bildungsziele (wie Anm. 5).

VON DER LEBENSQUALITÄT ZUR HEILIGKEIT DES LEBENS

Vom 28. Mai bis 1. Juni 2008 fand in Tartu, Estland, die zehnte Europäische Konsultation für Spitalseelsorge statt. Was in der Deklaration von Kreta im Jahr 2000 grundgelegt wurde, wächst und entfaltet sich weiter: ein ökumenisches Netzwerk von Spitalseesorgenden (ENHCC: European Network of Health Care Chaplaincy) aus nationalen und kirchlichen Vereinigungen, die «ihre Erfahrungen teilen und voneinander lernen» wollen.

2002 in Finnland wurden Standards für Krankenhausseelsorge erarbeitet, 2004 in Dublin eine Verfassung für das Netzwerk, 2006 in Lissabon eine

Erklärung zu Palliative Care. Bedeutsame Kontakte wurden inzwischen geknüpft zur amerikanischen Vereinigung APC, zu Verantwortlichen in verschiedenen Kommissionen der EU sowie zum Ökumenischen Rat der Kirchen.

Die Teilnehmenden

Dieses Jahr hatte Pastor Naatan Haamer aus Estland eingeladen, in Zusammenarbeit mit der theologischen Akademie, die sein Vater nach der kommunistischen Zeit wieder aufgebaut hatte. Ein Traum erfüllte sich für die beiden, als sie hier 58 Seelsorger-

Marlene Inauen, lic. phil., ist Stellenleiterin der katholischen Spitalseelsorge am Stadtspital Triemli in Zürich. Sie ist langjähriges Vorstandsmitglied der Vereinigung katholischer Spital- und Krankenseelsorgerinnen und -seelsorger und wirkt im ENHCC mit.

BERICHTE

de aus 25 europäischen Ländern begrüßen konnten. Der griechisch-orthodoxe Priester Stavros Kofinas, Koordinator des Europäischen Netzwerks der Spitalseelsorgenden und Vertreter des ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel, Kirsti Aalto, Direktorin der lutherischen Spitalseelsorge in Finnland, Anne Vandenhoeck, Ausbilderin für Spitalseelsorgende und Dozentin in Pastoraltheologie an der kath. Universität von Leuven, Belgien, Pater Nuno Ferreira da Silva, nationaler Leiter der Spitalseelsorge von Portugal und Edward Lewis aus England, der eben persönlicher Kaplan der Queen geworden war, bildeten das Komitee. Wir übrigen (21 bisherige und 37 erstmalige Teilnehmende) waren delegiert worden von unseren nationalen Vereinigungen oder Bischofskonferenzen. Als Delegierte der katholischen Vereinigung der deutschsprachigen Schweiz nahmen Audrey Kaelin von der Hirslanden Klinik Zürich und ich vom Universitätsspital Zürich teil. Die Freude war gross über das Wiedersehen mit so vielen nach den Mail-Kontakten in der Zwischenzeit!

Aus den USA war George Burn wieder anwesend, Mitglied der Gruppe für Aussenkontakte bei der amerikanischen Schwesterorganisation und inzwischen ein lieber Freund von uns «Europäern». Mit ihm kam Joe Schrader, die Geschäftsführerin, und Mary S. Whetstone, die Präsidentin der amerikanischen professionellen Spitalseelsorgenden APC (Association of Professional Chaplains). Aus Lettland war Dana Kalnina gekommen, die seit dem Treffen in Dublin unermüdlich Spitalseelsorge in ihrem Land aufgebaut und ihren jüngeren Kolleginnen CPT-Ausbildungen in den USA ermöglicht hat.

Aus der Ukraine trafen wir erneut Volodymyr Lyupak, einen jungen verheirateten Priester der griechisch-katholischen Kirche, Seelsorger einer psychiatrischen Klinik mit 2200 Patienten. Er möchte nächstes Jahr in Rom weiterstudieren am Internationalen Institut für Pastoraltheologie im Gesundheitswesen «Camillianum»; den Leiter des Instituts, P. Angelo Brusco, hatte er als Vertreter Italiens kennen gelernt.

So ergaben sich an der Tagung und darüber hinaus viele fruchtbare Kontakte insbesondere zu den Ländern des ehemaligen Ostblocks, um da den Aufbau von Spitalseelsorge zu unterstützen. Seit Jahren setzen sich dort von Herzen Engagierte zu kleinstem Lohn für diese Aufgabe ein.

Das Thema

Das Thema «Von der Lebensqualität zur Heiligkeit des Lebens» fokussierte sich vor allem um die Frage der Euthanasie und des Umgangs der Seelsorgenden mit den verschiedenen Gesetzen des jeweiligen Landes. Aus der Schweiz hatte ich unsere einmalige Situation mit der Straflosigkeit des assistierten Suizides darzustellen. Aus Holland hörten wir Fallbeispiele zu

aktiver Euthanasie, aus Belgien grundsätzliche Überlegungen zur pastoralen Beziehung bei ethischen Konflikten, von den orthodoxen Kollegen eine Tiefensicht zur Heiligkeit des Lebens, die Lebensqualität auch in Verbindung bringt mit dem Leben in der Gnade.

Am zweiten Tag war Dr. Richard Fischer aus Lyon angereist, der Verantwortliche der Kommission «Kirche und Gesellschaft» beim Ökumenischen Rat der Kirchen. Die Kommission erarbeitet mit Vertretern von zwölf Mitgliedskirchen eine Stellungnahme zur Frage der Euthanasie zuhanden des europäischen Parlamentes. Besonders gegenüber der Haltung Hollands wurden an der Konferenz Spannungen deutlich; der Wunsch nach einer Stellungnahme des Europäischen Netzwerks zu dieser Thematik vernehmbar. Doch der Koordinator P. Kofinas wies auf die Grundsätze unseres Netzwerkes hin: Ihr Ziel ist es, «zu teilen und voneinander zu lernen», nicht mehr. Er ermutigte die Teilnehmenden, die Verschiedenheit auszuhalten und anzunehmen und sich auf das Papier zu Palliative Care zu beziehen.

Auf dem Ausflug in die Natur, wo mehrere tausend Jahre alte Moorlandschaften uns faszinierten, konnten die Gespräche weitergehen und das Verständnis füreinander erweitert werden. Ebenso bot der familiäre Schlussabend – begleitet von estnischer Volksmusik mit Texten aus dem Kirchengesangsbuch – Gelegenheit, das Freundschaftliche wachsen zu lassen, auch bei Volkstanz und Lachen.

Für die nächste Tagung hat uns die grosse Gruppe unserer Kolleginnen und Kollegen aus Grossbritannien eingeladen. Sie möchten uns zeigen, wie in der religiös stark durchmischten Bevölkerung multireligiöse Seelsorge, «multifaith chaplaincy», gelebt wird mit buddhistischen, jüdischen, muslimischen und christlichen Seelsorgenden im gleichen Spital.

Die nächsten Schritte

Die nächsten Schritte im sensiblen Umfeld der Seelsorge im Gesundheitswesen werden sorgfältig gesetzt werden müssen: So genannt «fortschrittliche» und so genannt «rückständige» Länder müssen aufeinander hören und je die Gabe des anderen schätzen lernen. Um von der «Lebensqualität zur Heiligkeit des Lebens» voranschreiten zu können, wird Reife und eine christlichen Tiefensicht wichtig sein.

Ich selbst durfte heimkehren mit grosser Dankbarkeit für die vielen herzlichen Gespräche mit Seelsorgenden aus Ungarn, Belgien, Griechenland, Rumänien, Portugal, USA, die inzwischen echte Freunde geworden sind, bewegt aber auch durch die Perspektiven, die wir einander aufzeigen konnten für die Zukunft. Mehr Informationen sind unter www.eurochaplains.ch zu finden.

Marlène Inauen

Die schrittweise Rückkehr der Ultrakonservativen

Das Ende der Exkommunikation bringt dem Vatikan neue Probleme

Von Ludwig Ring-Eifel

Rom. - Am 29. August 2005 veröffentlichte der Vatikan ein Communiqué über eine Privataudienz des Papstes. Empfangen wurden der Obere der Priesterbruderschaft St. Pius X., der exkommunizierte Schweizer Bischof Bernard Fellay, sowie sein deutscher Assistent Franz Schmidberger.

Der Wortlaut war knapp und eindeutig: "Das Treffen war geprägt von einem Klima der Liebe für die Kirche und dem Verlangen, die vollkommene kirchliche Gemeinschaft zu erreichen. Im Bewusstsein der Schwierigkeiten wurde der Wunsch geäußert, schrittweise und in vernünftigen Zeiträumen vorzugehen."

Damals nahmen nur wenige zur Kenntnis, dass der Vatikan soeben nichts anderes angekündigt hatte als die baldige Beendigung der Kirchenspaltung zwischen Rom und den "Lefèbvrianern", deren Bischöfe seit 1988 exkommuniziert waren.

Tabu-Forderungen erfüllt

Knapp dreieinhalb Jahre später sind die Schritte offenbar vollzogen. Der Papst hat Forderungen erfüllt, die noch vor wenigen Jahren tabu schienen. Am 7. Juli 2007 erlaubte er den alten Ritus wieder weltweit als "ausserordentliche" Form der römisch-katholischen Liturgie.

Und nun hat er per Dekret der Bischofskongregation die Exkommunikation aufgehoben, die unter seinem Vorgänger Johannes Paul II. die Lefèbvre-Bischöfe ereilt hatte. Der nächste Schritt, die Rückkehr zur vollen kirchlichen Einheit, ist nun nicht mehr weit.

Die Strafe hatte 1988 der ultrakonservative Rebellenbischof Marcel Lefèbvre auf sich und seine Mitstreiter gezogen, als er gegen päpstliches Verbot vier Bischöfe weihte. Unter ihnen war seinerzeit auch der erst 30-jährige Bernard Fellay. Sechs Jahre später wurde Fellay

Generaloberer der Gemeinschaft. Seither betrieb er beharrlich eine Doppelstrategie der kirchenpolitischen Wiederannäherung an Rom bei gleichzeitiger Härte in den inhaltlichen Positionen.

Eine einzige Vorbedingung

Die einzige Vorbedingung, die der Vatikan den Lefèbvre-Anhängern nun für die Aufhebung der schwersten Kirchenstrafe stellte, war die Anerkennung



1988: Gegen päpstliches Verbot weiht Lefèbvre in Ecône VS vier Bischöfe

des päpstlichen Lehrprimats - im Grunde eine Selbstverständlichkeit für konservative Katholiken, aber unter den Ultras am rechten Rand dennoch nicht unumstritten. Denn einige von ihnen halten alle Päpste seit Pius XII. (1939-1958) für Irrlehrer und damit für unrechtmässig.

Weil Fellay zu diesen abstrusen Theorien Abstand hielt und die Anhänger der Pius-Bruderschaft auf ein kritisch-loyales Verhältnis zum Papst ein schwor, blieb die Tür nach Rom auch in der Exkommunikation stets einen Spalt weit offen. Was es nun bedeutet, dass der Papst sie wieder ganz aufgestossen hat, darüber sind beide Seiten noch nicht ganz im Klaren.

Auf den ersten Blick gibt es nur Gewinner: Der Papst wird wohl einige hundert sehr engagierte Priester sowie einige hunderttausend Gläubige hinzugewinnen, die gegen den Zeitgeist und für

Hoher Preis. - Die den Traditionalisten von Papst Benedikt XVI. ausgestreckte "Hand zur Versöhnung" (Bischof Kurt Koch) dürfte Auswirkungen haben, die in ihren Folgen noch gar nicht absehbar sind. Sinnvoll ist die Aufhebung der Exkommunikation der vier Bischöfe nur dann, wenn ein neuer Dialog mit den Traditionalisten in Gang kommt. Zentraler Gegenstand wird die Frage sein, ob die Priesterbruderschaft Sankt Pius X. das Zweite Vatikanische Konzil (1962-65) anerkennt - vollumfänglich und ohne Abstriche. Misst man die Traditionalisten an ihren bisherigen Aussagen, so stehen die Chancen, dass sie vorbehaltlos Ja zum Konzil sagen, ausgesprochen schlecht. "Angesichts der Auflösung des Katholizismus" habe Bischof Marcel Lefèbvre gar nicht anders gekonnt, als Bischöfe wider päpstliches Verbot zu weihen, sagt Traditionalisten-Chef Bernard Fellay auch heute noch. **Josef Bossart**

Das Zitat

Ecône. - "Indem Benedikt XVI. die Exkommunizierten wieder integriert, rehabilitiert er ihr Kirchenverständnis: herrisch, intolerant, der Ökumene gegenüber verschlossen, wenig empfänglich für die Freiheits- und Menschenrechte. Kurz, eine reaktionäre Kirche, die in die Bronze des 19. europäischen Jahrhunderts gegossen ist. Ist es das, was die Katholiken heute in Lateinamerika, in Afrika oder in Europa benötigen? Ist dies die richtige Antwort auf die Entchristlichung, auf den 'Nihilismus' und den 'Relativismus', welche die Alträume von Josef Ratzinger bevölkern? Der brillante Intellektuelle Benedikt XVI. thront auf einer Höhe, die ihm eine Verbindung zur wirklichen Welt verunmöglicht - dort, wo die Herden der Gläubigen verkümmern, weil die Botschaft unverständlich geworden ist."

Louis Ruffieux, Chefredaktor der Freiburger Tageszeitung "*La Liberté*", in einem Kommentar unter dem Titel "*Alle Wege führen nach Ecône*" in der Ausgabe vom 23. Januar. (kipa)

die alte katholische Lehre eintreten.

Die Pius-Bruderschaft kann aus dem Schattendasein einer winzigen Parallelkirche heraustreten und zu einer Sondergruppe innerhalb der Kirche werden, wo sie sich mit anderen traditionell gesinnten Gläubigen zu einer konservativen Strömung verbünden kann.

Wo die Probleme beginnen

An dieser Stelle beginnen die Probleme: Den kirchenrechtlichen Status der Pius-Bruderschaft und ihrer Gemeinden wird man klären müssen. Offen ist auch, was mit Priestern und Bischöfen geschieht, die sich weigern, Messen nach dem "ordentlichen" Ritus von 1970 zu feiern. Und abzuwarten bleibt, wie moderne Strömungen in der Kirche auf die Gewichtsverschiebung am rechten Rand reagieren, und welche Auswirkungen das Ganze auf den Dialog mit anderen

Konfessionen und Religionen hat. Gänzlich unklar bleibt, wie Ortsbischöfe und Papst damit umgehen werden, wenn Traditionalisten die Anwendung der Konzilsbeschlüsse der 1960er Jahre verweigern. Zumal im breiten Sammelbecken der Pius-Bruderschaft nicht nur Intellektuelle und untadelige Verfechter der alten Liturgie Heimat gefunden haben.

Kostprobe möglicher Irritationen

Eine kleine Kostprobe der möglichen Irritationen lieferte letzte Woche der britische Lefèbvre-Bischof Richard Williamson, als er in einem Interview die Vergasung der Juden durch die Nationalsozialisten leugnete und damit einen Sturm von Protesten auslöste.

(kipa / Bild: KNA)

Kurt Koch. - Das persönliche Sündenbekenntnis entspricht dem Wesen des Menschen und dem trägt die von der Schweizer Bischofskonferenz vorgenommene Änderung der Beichtpraxis Rechnung, meint deren Präsident Kurt Koch. Der Basler Bischof schlägt in einem Interview mit der Neuen Luzerner Zeitung vom 26. Januar vor, spezielle Beichtzentren einzuführen. (kipa)

Desmond Tutu. - Der Nobelpreisträger hungert für einen Wandel in Simbabwe. Zusammen mit anderen Aktivisten nimmt er an einer Fastenaktion in Solidarität mit den Menschen in dem südafrikanischen Land teil. (kipa)

Hans Halter. - Es sei eine Illusion zu glauben, die neuen Richtlinien der Schweizer Bischöfe zu Beichte und Generalabsolution würden die Einzelbeichte wirksam neu beleben, sagte der emeritierte Professor für theologische Ethik in Luzern. "Heute wird nur noch vereinzelt gebeichtet, am ehesten praktizieren dies noch die Pilger an Wallfahrtsorten wie Einsiedeln oder Mariastein", meinte Halter gegenüber der Neuen Luzerner Zeitung; auch stelle die Einschränkung der Absolution auf die Einzelbeichte in der Schweiz aufgrund des Priestermangels ein Problem dar. (kipa)

Leo Karrer. - Der emeritierte Freiburger Pastoraltheologe hat Beschwerde gegen die Satire-Sendung des Schweizer Fernsehens mit **Victor Giacobbo** erhoben. In der Sendung vom 21. Dezember habe Kabarettist **Patrick Frey** mit seiner "Weihnachtsgeschichte", die "jeglichen Anstands spottet", religiöse Gefühle verletzt, schreibt der Theologe in seiner Eingabe bei der Ombudsstelle des Schweizer Fernsehens. Frey präsentierte eine sprachliche Verballhornung der Weihnachtsgeschichte; aus Jesus wurde ein jeje, aus Gott ein gogo und aus dem Heiligen Geist ein heihei. (kipa)

André Vingt-Trois. - Die Aufhebung der Exkommunikation der lefebvriani-schen Bischöfe bedeute nicht, dass ein Katholik zwischen "der Lehre der Kirche" und seinem persönlichen Versätnis der kirchlichen Tradition auswählen dürfe, sagte der Vorsitzende der französischen Bischöfe. Zwischen "guter" und "schlechter" Tradition zu unterscheiden sei Anmassung. (kipa)

"Papst bietet Hand zur Versöhnung an"

Kurt Koch, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz

Solothurn. - Mit der Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen öffnet der Papst den Weg, auf welchem die Spaltung der Kirche überwunden werden kann, die von Erzbischof Lefèbvre 1988 mit der eigenmächtigen Weihe dieser vier Bischöfe bewirkt worden ist. Das betont die Schweizer Bischofskonferenz in einem Mediencommuniqué, das von Präsident Kurt Koch unterzeichnet ist.

Die "Hand zur Versöhnung" biete der Papst damit den vier Bischöfen an. Es brauche allerdings noch weitere Schritte bis zur Herstellung der vollen Einheit zwischen der Priesterbruderschaft Pius X. und der katholischen Kirche, unterstreicht der Basler Bischof Kurt Koch und verweist auf das entsprechende Dekret

der Bischofskongregation über die Aufhebung der Exkommunikation.

Bei seiner Entscheidung sei Papst Benedikt XVI. von der Überzeugung geleitet gewesen, "dass nach der Anerkennung des Lehramtes und der Autorität des Papstes gute Aussichten bestehen, dass die anstehenden Gespräche über die noch ungelösten Fragen hinsichtlich der verbindlichen Annahme des Zweiten Vatikanischen Konzils zu einem guten Ende gebracht werden", schreibt der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz.

Dadurch soll "die vollständige Versöhnung in voller Gemeinschaft auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens ihren sichtbaren Ausdruck finden". Er hoffe und bete, dass diese Versöhnung geschehen werde.

Aus eigenem Antrieb

Schliesslich weist Bischof Koch darauf hin, dass der Papst aus eigenem Antrieb den Anliegen der Priesterbruderschaft Pius X. und der ihr nahe stehenden Gläubigen bereits weit entgegengekommen sei, in dem er die sogenannte "Tridentische Messe" als ausserordentliche Form des katholischen Messritus auf breiter Basis zugelassen habe. Dies ist im Juli 2007 mit dem Erlass des Motu proprio "Summorum Pontificum" erfolgt.

Der Vatikan hat am 24. Januar bekanntgegeben, dass der Papst die Exkommunikation der vier Bischöfe aufgehoben hat. (kipa)

"In kindlicher Gesinnung"

"Wir haben den Willen und sind fest entschlossen, katholisch zu bleiben und alle unsere Kräfte in den Dienst der Kirche Unseres Herrn Jesus Christus zu stellen, die die römisch-katholische Kirche ist. Wir nehmen ihre Lehren in kindlicher Gesinnung an. Wir glauben fest an den Primat Petri und an seine besondere Stellung. Und darum leiden wir so sehr unter der gegenwärtigen Situation." Diese Sätze stehen in einem Schreiben vom 15. Dezember 2008 des Generaloberen der Priesterbruderschaft Sankt Pius X., Bischof Bernard Fellay, an Papst Benedikt XVI. (kipa)